

HELMUT BARZ

EIN DRECKIGER JOB

SEELENAKTE FRANKFURT AM MAIN



ÜBER DAS TÖTEN

»Das Tun der Meinen ist Mühsal, ihr Dasein schwere Last.
Auf ihren Schultern allein ruhet das Schicksal der Welt.«
—*Apokryphe Schriften: Die Offenbarungen des Sebastian, 3.14*

Ich habe das Töten nie sonderlich gemocht. Dennoch – oder vielleicht gerade deswegen – habe ich im Laufe der letzten zweihundertsechzehn Jahre eine gewisse Geschicklichkeit darin entwickelt.

Meine bevorzugte Waffe ist das Messer: schnell, leise und unblutig – sofern man damit umgehen kann:

Man lege die Hand über Mund und Nase der Zielperson und ziehe ihr den Kopf in den Nacken, gefolgt von einem präzisen Stich durch das weiche Gewebe unterhalb des Kinns, schräg aufwärts durch den Zungenmuskel. Die Messerspitze stößt auf Knochen. Etwas mehr Druck. Ein dumpfes Knacken. Die Schädelbasis ist durchstoßen. Jetzt bewege man die Klinge wie einen Hebel hin und her. Sie durchtrennt die *Arteria basiliaris* und unterbricht so irreparabel die Blut- und Sauerstoffzufuhr zum Gehirn: sofortige Paralyse. Tod in wenigen Minuten.

Anschließend ziehe man das Messer aus der Wunde und lasse den Körper der Zielperson auf die auf dem Boden ausgebreitete Plastikplane gleiten. Nun heißt es abzuwarten.

Manchmal dauert es eine Weile, bis ein Körper begriffen hat, dass seine Dienste nicht mehr benötigt werden. Mediziner sprechen vornehm von der Finalphase. Der Volksmund nennt es den Todeskampf – ein verlorener Kampf, von Beginn an.

Die physische Hülle meiner aktuellen Zielperson versteht rasch: Die Gliedmaßen zucken ein paarmal, dann bleiben sie ruhig liegen, die Muskeln entspannen sich. Es ist vorbei.

Zur Sicherheit warte ich eine weitere Minute. Dann stecke ich das Messer weg und ziehe die Stahl-Hohlkugel aus der Tasche meines Jacketts. Ich drücke mit dem Daumen auf den Schließschieber, lasse die Kugel aufschnappen und halte sie unter das rechte Auge meiner Zielperson. Ihre Seele rinnt hinein. Zähflüssig wie Rohöl. Tiefschwarz.

Ein weiterer Druck meines Daumens. Die Kugel schnappt wieder zu. Erledigt.

»Erledigt? Kein großer Auftritt? Keine letzte Konfrontation? Ich bin enttäuscht.« Maria hat sich über meine Schulter gebeugt, um mitzulesen. Ihre türkisfarbenen Augen spiegeln sich im Display meines Notebooks. Ihre nackte Brust drückt gegen meine Schulter; ihr langes, weiches, rotes Haar streicht über meine Wange.

»Was hätte ich deiner Meinung nach sagen sollen? ›Fürchte dich nicht, ich bringe dir große Freude?«

»Das wäre zumindest ein cooler Auftritt.«

»Wozu die Umstände? Tot ist tot.«

Maria runzelt die Stirn. »Was machst du da überhaupt, Esbr'el?«

Der Name klingt so grundlos vertraut, dass er mich wütend macht. »Nenn mich nicht so!«

»Entschuldigung, Ludwig. Ludwig Ziffer! Ein originelleres Alias ist dir nicht eingefallen?« Sie lacht und lehnt sich zurück.

»Also? Was machst du da, Ludwig?«

»Ich schreibe die Geschichte auf.«

»Wozu das denn?«

»Es vertreibt die Zeit.«

»Dazu hätte ich bessere Ideen.« Ihre Hand ist in meinen Nacken gewandert und krault meine Haare.

Ich schüttele sie ab. »Für ein höheres Wesen bist du ganz schön erotoman.«

»Wir sind doch keine höheren Wesen, Eshr'el.« Maria lacht dreckig und hohl. »Wir sind Malakhim. Fußvolk. Manövriermasse.«

Ich vergaß zu erwähnen: Maria heißt eigentlich Azach'el und ist ein Engel. Das ist nicht metaphorisch gemeint, aber weniger beeindruckend, als es sich anhört. Engel sind im Großen und Ganzen keine sonderlich sympathischen Zeitgenossen.

»Du bist vielleicht ein Malakh. Ich nicht! Jetzt lass mich in Ruhe arbeiten. Und zieh dir endlich was an.«

Maria ist mir aus Frankfurt nach Namibia gefolgt. Vorhin hat sie an meine Bungalowtür geklopft. Ich habe geöffnet; sie hat sich an mir vorbeigedrängt, ihre Kleider abgestreift und mich ohne jede Begrüßung aufgefordert, Sex mit ihr zu haben. Ich habe dankend abgelehnt. Trotzdem ist sie noch immer nackt – bis auf einen bestickten Seidenslip.

»Du weißt gar nicht, was dir entgeht.«

»Doch. Du hast es ja in allen Farben geschildert. Zweitausendfünfhundert Jahre Erfahrung.«

»Professionelle Erfahrung.«

»Ach ja, richtig, ich vergaß: Du arbeitest als Prostituierte.«

»So ein hässliches Wort. Es brummt und knirscht wie ein defekter Vibrator.« Maria macht Anstalten, sich auf meinen Schoß zu setzen. »Sag nicht, dass du nicht zumindest neugierig auf meine Liebeskünste bist.«

Ich rolle mit meinem Stuhl so nahe an den Tisch heran, dass kein Platz für sie ist. »Nein, bin ich nicht. Jetzt zieh dich bitte wieder an.«

»Es ist aber heiß.«
»Wundert dich das? Wir sind mitten in der Wüste.«
»Wir könnten wenigstens die Klimaanlage einschalten.«
»Ich mag keine Klimaanlagen. Wenn dir das nicht passt, dann miete dir gefälligst deinen eigenen Bungalow.«
»Das kann ich mir nicht leisten. Und ich will lieber hierbleiben.«
»Dann sei still und lass mich schreiben.«
»Na gut.«
Also, auf ein Neues. Vielleicht besser von Anfang an.

KÖNIGIN DER NACHT

»Der Weg der Meinen liegt im Verborgenen, ihr Reich ist nicht von dieser Welt; und die Menschen werden sie verkennen.«
—*Apokryphe Schriften: Die Offenbarungen des Sebastian, 3.15*

Ihre Seele ist rot.

»Rot? Das ist interessant.«
»Wolltest du mich nicht in Ruhe schreiben lassen?«
»Spielverderber.« Maria betrachtet schmolgend ihre Fingernägel. »Von welcher Seele sprichst du überhaupt?«

Die Seele der Königin der Nacht ist rot.
Oder nicht? Eine optische Täuschung?

»War es nicht.«
Langsam werden Marias ständige Unterbrechungen anstrengend. »Ihre Seele ist tatsächlich rot? Und du weißt, was das bedeutet?«
»Ich habe eine Theorie.«
»Und?«
»Ach, es ist einfach zu heiß für theologische Erläuterungen.«
Maria lässt sich rücklings auf das große Bett fallen.

»Eine echte Hilfe bist du nicht.« Ich wende mich wieder meinem Notebook zu, scrolle mich durch das bisher Geschriebene, warte auf die richtigen Worte.

»Warum willst du eigentlich nicht mit mir schlafen?«

Die Frage prallt mit voller Wucht in meinen Rücken, als ich gerade meine Gedanken gesammelt habe. Meine Hände fallen schlaff auf die Tastatur und hinterlassen ein Buchstabenknäuel auf dem Bildschirm. Ich lösche es, bevor ich mich zu Maria umdrehe.

»Weil das eine dumme Idee ist.«

»Wegen Chloë?« Die Frage klingt unschuldig. Doch genauso gut hätte Maria mir den Bauch aufschlitzen können.

Nicht weinen. Nicht vor ihr. Ich kneife die Augen zusammen.

Keine gute Idee: Hinter meinen Lidern lauert Chloë. Kopf-über aufgehängt. Gehäutet. Ihre Haut fein säuberlich auf dem Fußboden ausgebreitet. Die langen blonden Haare haben sich mit Blut vollgesogen. Der Kiefer, die Zunge ihres nackten Schädels versuchen meinen Namen zu formen: »Uh ... Wieh ...«

Ich reibe mir über das Gesicht, um die Bilder zu vertreiben.

Maria ist wieder aufgestanden. Ihre Hand streicht hilflos über meine Schulter. »Es tut mir leid, was mit Chloë geschehen ist. Wenn ich es hätte verhindern können ...«

»Du hättest es verhindern können.«

»Nein, hätte ich nicht! Wie dem auch sei, es tut mir leid.«

»Jetzt lass mich endlich arbeiten!« Mein Ton ist schärfer als beabsichtigt.

Erschrocken lässt sie mich los. Ich drehe mich wieder zu meinem Notebook um. Will schreiben. Doch dann sehe ich Maria im Spiegel des Displays.

Sie sitzt auf dem Bett, hält ein Kissen im Arm und wiegt sich vor und zurück wie ein trauriges Kind. »Glaub ja nicht, dass ich dich nicht verstehe.« Sie schaukelt weiter – vor und zurück, vor und zurück. »Es vergeht kein Tag, an dem ich ihn nicht vermisse.«

Ihn. Marias große Liebe. Sie hat gedroht, mir den Kopf abzureißen, falls ich ihn auch nur erwähne. Stark genug dafür ist sie.

Ich setze mich neben sie. »Auch nach zweitausend Jahren noch?«

Maria zwingt ihre Mundwinkel zu einem traurigen Lächeln. »Tja. Wir Engel vergessen niemals. Unser Segen und unser Fluch. Sehnt du dich nicht nach dem Vergessen?«

»Nein. Ich will Chloë in Erinnerung behalten.« Ich ertappe mich dabei, mich als Lügner zu fühlen, noch während ich es sage.

»So geht es mir mit ihm auch. Vergessen wäre aber besser. Für unser Seelenheil.«

Für einen Moment sitzen wir schweigend nebeneinander. Am liebsten würde ich Maria in den Arm nehmen. Aber so intim sind wir nicht.

»Sag mal, willst du was, um die Zeit totzuschlagen?« Ich stelle ihr einen Metallkoffer aufs Bett. »Hier. Da ist eine PlayStation 4 Pro drin.«

Maria nimmt den Koffer missmutig, klappt ihn auf und blättert durch die Spiele-Disks. Ein Titel weckt ihr Interesse, sogar ihre Begeisterung. »Cool. Danke.«

Wenige Minuten später ist sie in das Spiel versunken. Der Soundtrack dringt als leises Zirpen aus den Kopfhörern. Engel: durch glitzernde, blinkende Objekte leicht abzulenken. Vielleicht kann ich jetzt in Ruhe arbeiten.

Wo war ich? Ach ja!

Eine rote Seele? Wirklich?

Optische Täuschung oder nicht: Ich habe keine Gelegenheit, mich zu vergewissern, denn ihre Augen – und damit ihre Seele – sind bereits wieder hinter einer Sonnenbrille verborgen.

»Die Königin der Nacht.« So hat es aus allen Ecken geraunt und geflüstert, als sie die große Lagerhalle betreten

hat: Kriminalhauptkommissarin Lily Prinz – Rockstar des Kriminaldauerdienstes im Polizeipräsidium Frankfurt.

Der Kriminaldauerdienst soll im Rahmen des ersten Angriffs eigentlich nur den Tatort sichern und die Ermittlung am Laufen halten, bis sich die »echten« Ermittler aus dem Bett bequemem.

Lily Prinz hat es sich jedoch zur Angewohnheit gemacht, den Beamten der zuständigen Kommissariate Fälle ausermittelt und sauber verschnürt auf den Schreibtisch zu legen, bevor sie morgens ins Büro kommen.

»Was jetzt? Haben Sie etwas gefunden?«

Sie muss mich zuvor bereits gefragt haben. Doch die ungewöhnliche Farbe ihrer Seele hat mich derart verwirrt, dass ich völlig vergessen habe zu antworten. Auch die äußere Erscheinung der Königin der Nacht ist nicht dazu angetan, die Gedanken zu ordnen: als hätte der Terminator eine Tochter gezeugt – mit einem Supermodel. Sie misst über einen Meter fünfundsachtzig. Die Motorradlederjacke betont ihre breiten Schultern. Ihr blondes Haar trägt sie kurz. Ihre ebenmäßigen Gesichtszüge zeigen niemals die Regung eines Gefühls.

»Sind Sie stumm?«

»Nein. Entschuldigung.«

»Haben Sie was gefunden oder nicht?«

»Radspuren.« Die Silben wollen nur holprig über meine Zunge.

Sie geht in die Hocke, um die Vertiefungen im Sand zu betrachten, die ich gerade fotografiert habe.

»Kein Auto. Zu klein. Drei Räder. Irgendeine Idee, was das ist?«

Natürlich! Ich weiß es sogar ganz genau. Eigentlich hätte ich meine Entdeckung lieber für mich behalten. Aber Ärger mit der Kripo kann ich wirklich nicht brauchen. Schon gar nicht mit der Königin der Nacht. Sie steht nicht gerade im Ruf, besonders geduldig oder nachsichtig zu sein.

»Von einem fahrbaren Stativ, würde ich sagen.«

»Stativ? Wofür? Licht?«

»Eher eine ...« Eigentlich will ich meine Spur ungern preisgeben.

»Heraus damit.«

»Eine Kamera.« Besser eine kleine Wahrheit, bevor sie mich ganz vom Tatort verbannt: Die Abdrücke stammen von einem schweren Kamerastativ auf einer Rollspinne mit dicken, luftgefüllten Reifen. Profi-Ausrüstung. Den Spuren nach zu urteilen, ist der Täter mit dem Stativ in der Halle herumgefahren und hat seine Kamerawinkel genau ausgewählt. Kein Snuff-Film für den Heimkonsum. Keine spätere Masturbationsvorlage. Der Künstler dokumentiert sein Werk.

»Was für ein Künstler?« Maria hat neugierig ihren Game Controller sinken lassen.

»Wolltest du nicht ruhig sein?«

Sie zieht eine Augenbraue hoch und widmet sich dann wieder ihrem Spiel. »Schon gut, schon gut. Aber ich verstehe gerade nur Bahnhof.«

Ich scrollte erneut durch das Geschriebene. Maria hat recht: Es ist unverständlich. Besser, ich berichte von Anfang an.

An diesem Tag bin ich gerade aus Hamburg nach Frankfurt am Main zurückgekehrt. In der Hansestadt habe ich die schwarze Seele eines ehemaligen Senators geerntet, der ein wenig zu viel Energie darauf verwendet hat, aktive Sterbehilfe zu propagieren. In seinem Spiegel-Bestseller *Selbstbestimmt leben* fordert er die Generation 70+ freundlich, aber bestimmt dazu auf, freien Willens und mit einer letzten Verbeugung von der Bühne des Lebens abzutreten, den Weg so freizumachen für die folgenden Generationen und gleichzeitig die Renten- und Staatskassen zu entlas-

ten. Für das zweite Buch, *Leben in Freiheit*, hat er übrigens einen Millionenvorschuss kassiert.

Wäre es bei freundlichen Aufforderungen zwischen Buchdeckeln geblieben, wäre er vermutlich kein Kandidat für die Armee meines Herrn gewesen. Doch er hat auch darauf bestanden, seine Philosophie praktisch umzusetzen: Er hat Altersheimbewohner von den Vorteilen einer vorzeitigen Abreise ins Jenseits überzeugt und ihnen gegen eine angemessene finanzielle Spende die Mittel dafür verschafft. Zu seiner Verteidigung sei angemerkt, dass er zu diesem Zweck Natrium-Pentobarbital im Angebot hatte – »für einen sanften Tod«.

Das ist Vergangenheit. Der Senator ist Opfer eben jener Suizidmaschine geworden, die er – sein neuester Coup mit freundlichen Grüßen an Dr. Kevorkian – auf seiner Website anpreist: »Extra entwickelt für Sterbewillige mit eingeschränkter Motorik.«

Ein Funktionstest, hat es in den Nachrufen geheißen. Doch die mit »Kochsalzlösung« gekennzeichneten Spritzen haben die tödlichen Dosen von Thiopental und Kaliumchlorid enthalten, die der Ex-Senator als Rezeptur empfohlen hat. Ein tragischer Unfall, ein Staatsbegräbnis, ein wenig Trauer, ein wenig Häme, eine weitere Stahl-Hohlkugel gefüllt mit einer ölig-schwarzen Seele.

Aber ich schweife ab.

Beim Betreten meiner Wohnung schalte ich wie immer als Erstes den Polizeifunk an. Das Land Hessen ist zwar stolz auf seinen abhörsicheren Digitalfunk, aber kein Computersystem ist sicher. Zudem bin ich an einer der Firmen beteiligt, die die notwendige Technik liefern.

Die Meldung kommt, noch während ich mein Gepäck auspacke: Leichenfund in den Norsck-Lagerhallen in Fe-

chenheim. Zuerst ist die Rede von acht Toten, dann wird die Zahl nach unten korrigiert. Vier Leichen: immer noch genug, um meinen Jagdinstinkt zu wecken.

Logistik aus Tradition: In schwungvollen Schmiedebuchstaben überspannt dieser Schriftzug das Tor zum Firmengelände von Norsck. Genauso gut könnte die Inschrift »Jedem das Seine« lauten: Die unheiligen Hallen dienten als Zwischenlager, von dem aus die jüdische Bevölkerung Frankfurts in die Züge verladen wurde. Nicht das erste Verbrechen auf dem Gelände, nicht das letzte.

Die Tradition endete – zumindest soweit es das Unternehmen Norsck betrifft – mit Expansion. Genauer: mit einem gescheiterten Expansionsversuch, der nach beinahe hundertdreißig Jahren das Genick des Unternehmens gebrochen hat. Seither stehen die Hallen im denkmalgeschützten Baustil der Gründerzeit leer, während die diversen Gläubiger darüber streiten, wie mit ihnen zu verfahren sei.

Ein guter Ort, wenn man ungestört sein will: Nominell gibt es zwar einen Wachdienst, der aber nicht besonders viel Engagement in die Sicherung der verstaubten Lagerhallen steckt. Dass sie nicht schon längst von Obdachlosen, Graffiti-Sprayern und anderen überrannt worden sind, liegt an der fast drei Meter hohen Mauer um das Gelände und am stabilen Eisentor. Der Polizist, der es an diesem Abend bewacht, winkt mich stumm durch, als ich mich als Tatortfotograf ausweise. Er ist blass. Der Geruch nach Erbrochenem weht zu mir ins Wageninnere.

Das Taxi, mit dem ich gekommen bin, setzt mich vor einer der hinteren Hallen ab, zwischen Streifenwagen, Feuerwehr- und Notarztfahrzeugen, mehreren diskret dunkelsilbern lackierten Transportern der Rechtsmedizin und

einem halben Dutzend ziviler PKWs: Kriminalpolizei und Spurensicherung. Ich bezahle den Fahrer und gebe ihm ein üppiges Trinkgeld. Dennoch fährt er mit quietschenden Reifen davon. Verdenken kann ich es ihm nicht. Die eisige Aura einer schwarzen Seele kriecht meinen Rücken empor, als ich mich dem Eingang nähere.

Die Feuerwehr hat Scheinwerfer aufgestellt; sie tauchen die große Halle in gleißendes, schattenfreies Licht. Die Anwesenden – fast alle tragen die weißen Overalls der Spurensicherung – bewegen sich andächtig. Wenn sie sich trauen zu sprechen, flüstern sie nur. Der Geruch von Abscheu und Angst vermischt sich mit den Ausdünstungen eines Gewaltverbrechens: metallisch-geronnenes Blut, kauterisiertes Fleisch, Urin, Fäkalien.

Als hätte man einen Bannkreis gezogen, wagt sich niemand in die Nähe der Monstrosität im Zentrum der ansonsten leeren Lagerhalle.

Ich selbst jedoch bin eher fasziniert als abgestoßen. Der menschliche Geist ist zu so vielem fähig – im Guten wie im Bösen. Das Kunstwerk, das ich langsam umwandere, ist in seiner Brillanz ein Beleg dafür:

Acht Stahlseile hängen von den Verstreubungen der Deckenkonstruktion herab. Sie enden in acht Fleischerhaken. Kopfüber daran aufgehängt – nein, keine acht Leichen, auch wenn es auf den ersten Blick so aussieht. Vier Körper. Nackt bis auf die Muskeln und Sehnen. Sauber abgebalgt.

Zwischen ihnen hängen ihre Häute.

Die acht Objekte sind an den Händen mit Kabelbindern zusammengebunden: ein auf dem Kopf stehender Reigen, würdig anknüpfend an die apokalyptische Kunst eines Bosch oder Breughel.

Ich umründe das Ensemble mehrmals, schieße dann und wann ein Bild, gebe vor, meine Arbeit als Tatortfotograf zu tun; doch in Wahrheit bewundere ich das Werk.

Ohne Zweifel die Arbeit eines erfahrenen, inspirierten Künstlers: Die Schnitte sind sorgfältig ausgeführt, beinahe zärtlich. Unter der abgelösten Haut hat der Künstler sofort die Blutgefäße kauterisiert, um ein schnelles Ausbluten zu verhindern. Die Prozedur muss Stunden gedauert haben, das spätere Arrangement sowie das sorgfältige Aufräumen und Spurenverwischen nicht einmal eingerechnet. Mit Drogen und Kochsalzinfusionen – so wird mich später das rechtsmedizinische Gutachten aufklären – wurden die Opfer am Leben und bei Bewusstsein gehalten.

In einem pompösen Schlussakkord hat der Künstler dann selbst vom halleneigenen Notruftelefon die Polizei verständigt: Man hat die Leichen so finden sollen. Ein Kunstwerk. Für die Augen der Öffentlichkeit bestimmt. Nicht schön, jedoch von grausamer Erhabenheit.

Endlich reiße ich mich von dem Anblick los. Ich bin ja nicht zum Vergnügen hier. Systematisch schreite ich die Halle auf der Suche nach Spuren ab. In einer immer größer werdenden Spirale um das Kunstwerk herum. Ganz nach Lehrbuch.

Ich finde nicht viel. Die Sorgfalt seines Werkes hat der Künstler auch dem Verwischen seiner Spuren angedeihen lassen. Ein paar Eindrücke von Autoreifen im sandigen Boden, ob frisch oder nicht, ist schwer zu sagen; ein paar verwischte Fußabdrücke. Und die Radspuren, über die ich nachdenke, als die Königin der Nacht mich anspricht.

»Eine Kamera? Was schließen Sie daraus?« Lily Prinz trägt schwarze Lederhandschuhe. Ihre Fingerspitzen trommeln auf dem gleichfalls schwarzen Motorradhelm, den sie unter dem Arm trägt.

Tja, was schlieÙe ich? Dass der Künstler eine schwarze Seele ist, die ich so rasch wie möglich zu ernten gedenke. Ein würdiger Rekrut für die Armee des Fürsten der Finsternis. Meine neue Zielperson. Aber das kann ich der Kommissarin schlecht sagen.

Also zucke ich mit den Schultern. »Er hat beim Filmen Profi-Equipment benutzt.«

»Er hat sein Werk dokumentiert. Für wen? Für sich selbst?«

»Das wäre viel Aufwand. Er ist mit der Kamera im Raum herumgefahren.«

»Er dokumentiert also für Dritte.« Lily Prinz nickt grimmig, dann blickt sie zu den Toten. »Das war ein Auftragswerk.«

Sie ist zur gleichen Schlussfolgerung gekommen wie ich. Nur sehr viel schneller. Soll ich sie beneiden oder fürchten? Die Polizei – und dann noch eine Polizistin vom Kaliber der Königin der Nacht – auf der gleichen Spur: Das hätte meine Arbeit außerordentlich erschwert. Aber ich habe Glück.

»Frau Prinz? Wir übernehmen.«

Ich kenne die drei Männer in den in Eile übergestreiften, zerknitterten Anzügen, die mit spurenzertrampelnd hastigen Schritten auf uns zumarschieren. Zwei gehören zur Spezialermittlergruppe des LKA Hessen. Der Dritte ist ein BKA-Fallanalyst, der seine Karriere vor allem seinem rhetorischen Talent und einem geschickt geflochtenen Netzwerk verdankt.

Lily Prinz ist über diese Eindringlinge verständlicherweise nicht erfreut. »Technisch gesehen ist die Angelegenheit noch in der Hand des Kriminaldauerdienstes.«

»Und ganz untechnisch gesehen nicht mehr. Hier, die Dienstanweisung aus dem Innenministerium.« Der Fallanalyst hält ihr ein Fax unter die Nase. Natürlich, so ein

spektakulärer Fall ist selten; wer ihn löst, ist schon so gut wie sicher ein paar Stufen höher auf der Karriereleiter.

Die Königin der Nacht hebt die Schultern in stummem Protest, lässt sie wieder sinken und wendet sich zum Ausgang. »Wenn Sie im Handbuch bei der Anweisung ›Ortskundigen Experten rufen‹ angekommen sind, wissen Sie ja, wo Sie mich finden.«